

Genau so zweckmäßig benehmen sich Frauen im allgemeinen, sobald es dann zu dem für die Untersuchung gewöhnlich unausweichlichen Aus- und Ankleiden kommt. Im Nu sind sie fertig — solche, die den Arzt durch falsche Scham und Prüderie aufhalten, kommen heute kaum noch vor — und liegen auf dem Untersuchungstisch bereits zu einer Zeit, da der Mann noch umständlich nach einem Platze Umschau halten würde, auf dem er seine Uhr deponieren kann, nicht ohne sie erst gewohnheitsmäßig und reflexartig . . . sorgsam aufzuziehen. Nach erfolgter Untersuchung ist die Frau aber ebenso schnell mit ihrer Toilette wieder fertig und bespricht ihren Fall ruhig, indem sie mit Zuhilfenahme ihres Handspiegelchens ihren Hut richtet und den Teint wieder in Ordnung bringt.

Aber das alles sind kleine Aeüßerlichkeiten (obgleich sie den Gang der Sprechstunde und ihren Ablauf nicht unwesentlich beeinflussen). Wichtiger ist jedenfalls, wie die Frau sich innerlich zu ihrem Leiden einstellt. Und darin ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern sogar noch größer.

Um es gleich vorwegzunehmen: sie nimmt es nicht so schwer, der Frau erscheint im allgemeinen ihr Leiden nicht so tragisch. Dem Manne bedeutet die Herabsetzung seiner Leistungsfähigkeit, ja auch nur seiner Genußfähigkeit, jede Abweichung vom gewohnten Ablaufe seiner organischen Verrichtungen sofort „Kranksein“. Die Frau, auch die gesunde Frau, hat ein verändertes Befinden schon häufig erlebt, selbst in regelmäßiger Wiederholung, und empfindet es deshalb von vornherein leichter; sie hat es nur zu oft erfahren, bei der Wandlung zur Jungfrau, zum Weibe, zur Mutter, zur Greisin, daß ein neuer, ein anderer Zustand nicht unbedingt etwas Feindliches, etwas Erschreckendes oder gar Tödliches sein müsse. Ich habe oft, aber immer nur von einer Frau, auf die Frage, ob sie durch eine Beschwerde nicht schon seit Jahren aufs äußerste belästigt worden

sei, die Antwort erhalten: „Gewiß, doch wußte ich nicht, daß das etwas Krankhaftes sei, ich dachte, jede Frau litte daran.“ Namentlich mit allen Graden und Formen des Schmerzes sind Frauen so vertraut, daß er für sie kaum eine Quelle von Beunruhigung und Erstaunen ist.

Der Frau ist die Krankheit kein solches Mysterium wie dem Manne. Sie ist für sie fast ein Erlebnis des Alltags, von dem sie weiß, daß es wie alle Erlebnisse eine Entwicklung, einen Abfall und ein Ende haben wird. Aus diesem Wissen heraus verliert sie nicht gleich den Kopf, ist dem Leiden gegenüber nicht wie der Mann überängstlich und hypochondrisch oder leichtsinnig.

Das aber wirkt sich, und zwar in gutem Sinne, auf die ärztliche Behandlung aus. Denn Angst sowohl als auch Leichtsinn erschweren dem Arzte seine Tätigkeit. „Arzt sein heißt, der Stärkere von zweien sein“, hat Schweninger gesagt, und in diesem Sinne macht die Frau dem Doktor die Ausübung seines Berufes leichter als der Mann. Sie bringt ein geringeres Maß von Abwehr entgegen, stellt sich den ärztlichen Anweisungen gegenüber nicht so kritisch ein, fügt sich williger der Autorität und ermöglicht durch alles das jene Beeinflussung, die Voraussetzung jeder medizinischen Wirkung ist. Darum macht man zum Beispiel auch immer wieder die Erfahrung, daß Frauen viel weniger „messerscheu“ sind, sich zu einer als notwendig erkannten Operation schneller entschließen und sie mit größerem Mute ausführen lassen, weil sie, wo sie einmal Vertrauen gefaßt, dies Vertrauen ganz und ohne Vorbehalt entgegenbringen. Ja, dies Vertrauen kann mitunter so übertrieben sein, daß es grotesk wirkt: Als ich einer Frau, die mich in Franzensbad ihrer Kinderlosigkeit wegen konsultierte, eine Verordnung aufschreiben wollte, fiel sie mir noch im letzten Augenblick in den Arm: „Herr Doktor, aber nicht mehr als zwei Kinder, bitte!“

*Dr. med. J. Löbel.*